

Thomas Gerhards, Heinrich von Treitschke. Wirkung und Wahrnehmung eines Historikers im 19. und 20. Jahrhunderts (Otto-von-Bismarck-Stiftung, Wissenschaftliche Reihe, Bd. 18), Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2013, 514 S., geb., 64,00 €.

Wer war Heinrich von Treitschke, vor allem: wofür stand und wofür steht er? Berufene und Unberufene glauben die Antwort zu wissen: Antisemit, extremer Nationalist, Vorläufer, Wegbereiter und Vordenker des Nationalsozialismus. Ganz unstrittig sind derlei Meinungen allerdings nicht. Das zeigt sich regelmäßig dann, wenn Geschichtspolitik ins Spiel kommt. Gewiss würde heute niemand mehr auf die Idee kommen, nach Treitschke eine Straße zu benennen, was aber ist mit denen, die seit Jahrzehnten schon seinen Namen tragen? Ist der Mann weiterhin kompatibel für eine Gegenwart mit anders garteten Überzeugungen und Wertvorstellungen, auch mit einem gegen früher gewandelten Verhältnis zur Vergangenheit? In Berlin entzündete sich an Fragen wie diesen ein langer und erbitterter, mit wechselnden Fronten öffentlich ausgefochtener Disput. Das Ehrengrab, das der Senat 1952 Treitschke zuerkannt hatte, wurde ihm 2003 aberkannt. Gleich mehrere Vorstöße richteten sich gegen die Treitschkestraße in Steglitz, die seit 1906 so heißt. Hier eine konsensuale Lösung zu finden, erwies sich als schwierig. Mehr als 100 Jahre nach seinem Tod polarisiert Treitschke wie eh und je. Ein Votum der Anwohner, die Dinge zu lassen, wie sie sind, beendete einstweilen den Streit. Wann er erneut auf-flammen wird, bleibt abzuwarten. Und man darf gespannt sein, welche Argumente pro und contra dann ins Feld geführt werden, ob es noch immer, wie von Wolfgang Wippermann vorgebracht (S. 395), kategorisch heißen wird: „Jeder, der Treitschke 60 Jahre nach Ende des Holocaust noch verteidigt, ist auch ein Antisemit“?

Treitschke mit der gebotenen Nüchternheit zu behandeln, ist nicht leicht, in einer Gegenwart zumal, deren Hang zu moralpolitisch motivierten Entscheidungen unverkennbar ist. Thomas Gerhards verteidigt seinen Protagonisten nicht, wie auch. Aber er ist bemüht, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und das heißt nichts anderes, als ihn und die vielen über ihn gefällten Urteile in die jeweiligen zeitlichen und intellektuellen Kontexte zu setzen, sich mithin der Kernaufgabe wissenschaftlicher Geschichtsschreibung zu widmen und das zu tun, was man heute in merkwürdig tautologischer Formulierung ‚historisieren‘ nennt. Gleichsam den Kammerton hat hier vor Jahren der vom Autor zustimmend zitierte Berliner Kollege Dietrich Hertz-Eichenrode angeschlagen. Es lohne „die Mühe“, heißt es in einem 1993 veröffentlichten Aufsatz, „ein wenig an dem Klischee von Treitschke, dem Nationalisten und Rassisten, zu kratzen, um unsern Sinn für die Mahnung zu öffnen, daß wir nicht allzu kurzentschlossen Angehörige des 19. Jahrhunderts auf das Niveau der Brutalitäten unseres Jahrhunderts herunterholen dürfen“ (S. 350).

Gerhards' Studie bietet ein respektables Stück Wahrnehmungs- und Rezeptionsgeschichte. Der Protagonist, ebenso gefeiertes „Vorbild“ wie aus dem Gedächtnis „Verbannter“, wird dabei zu einer Art ‚Erinnerungsort‘, an dem sich in zugespitzter Form Wege und Irrwege deutschen Denkens ablesen lassen. Die vom Verfasser gewählte Gliederung folgt der Chronologie entlang der für die deutsche Geschichte üblichen epochalen Zäsuren. Das macht insofern Sinn, als die darin beobachtete Beschäftigung mit Treitschke jeweils bestimmten Mustern verpflichtet ist. Diese sind keineswegs identisch, wiewohl ein gewisses Maß an Kontinuität nicht zu verkennen ist. Diese verflüchtigt sich mehr oder weniger erst in der Bundesrepublik, als seit den 1960er Jahren sich zunehmend verschiebende Perspektiven einhergingen mit Kritik an den traditionellen Usancen und den Altvorderen des Fachs. „Treitschke redivivus“, eine Wortschöpfung Thomas Nipperdeys, wurde zum Inbegriff des politisierenden, fortwährend den pädagogischen Zeigefinger erhebenden Historikers.

Doch wer war Treitschke wirklich? Zuvorderst war er, wie ihn der Autor gleich zu Beginn charakterisiert, „neben Ranke der bedeutendste und erfolgreichste Historiker und politische Publizist des 19.

Jahrhunderts“ (S. 9). Er verfügte über die Gabe der mitreißenden Rede und die der ebenso mitreißenden Darstellungskunst. Damit beeindruckte er die Fachgenossen wie das bürgerliche Lesepublikum. Seine Torso gebliebene fünfbändige „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ war ein Bestseller und brachte ihm noch zu Lebzeiten Tantiemen in erheblicher Höhe ein. Als Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher“ besaß er bis zur Trennung im Jahr 1889 ein Forum, das er weidlich nutzte für tagespolitische Kommentare und Interventionen. Als Nachfolger Leopold von Ranke auf dessen Berliner Lehrstuhl wurde er zum preußischen Hofhistoriografen ernannt – eine Ehrung, die ihm als kleindeutschem und propreußischem Historiker sans phrase geradewegs auf den Leib geschneidert schien. „Seine Vorlesungen waren“, konstatiert Gerhards, „gesellschaftliche Ereignisse“ (S. 9). Ihm zu Füßen saßen nicht allein Studenten der Geschichte, nicht nur Schüler im engeren Sinne, von denen er übrigens wenige hatte, sondern auch Hörer aus allen Fakultäten, außerdem zahlreiche Angehörige der besseren Kreise: Beamte, Offiziere, Aristokraten, auch Kollegen. Das gab und gibt der Vermutung Raum, er habe ganze Generationen der preußisch-deutschen Elite mit seinem Denken, seiner Rhetorik und seinen Feindbildern, den antienglischen zumal, infiziert. Mit ‚harten‘ Belegen schlüssig zu dokumentieren ist das freilich nicht. Erinnerungen seiner Hörer sind voller Bewunderung für eine offenbar überwältigende Persönlichkeit. Der Mann am Katheder machte Eindruck als machtvoller, wortgewaltiger Redner, als von Leidenschaften fortgerissener Kämpfer für die innere Einheit und die vermeintlichen Expansionsnotwendigkeiten der Nation. Von den konkreten Inhalten, die er in den Vorlesungen zu Gehör gebracht hat, ist, wie Gerhards zeigt, wenig bis nichts hängen geblieben.

Treitschkes Vita lässt sich nicht anders denn als Konfliktgeschichte erzählen. Umstritten war er schon zu Lebzeiten, und er blieb es nach seinem Tod. Darin spiegelten sich anfangs die Konflikthaftigkeit des Kaiserreichs, dessen innere Unrast, dessen Hypertrophien, Fortschrittsgläubigkeit, Kulturpessimismus und Abstiegsängste, später dann das Ungenügen an der Weimarer Republik und die historischen Legitimationsbedürfnisse der braunen Diktatur. Friedrich Meinecke hatte schon Recht, als er, konfrontiert mit Krieg und Kriegsniederlage, meinte: „Jedes tiefer greifende Urteil über Treitschke ist zugleich auch ein Urteil über die letzten zwei Menschenalter unserer nationalen Geschichte, über die Ursachen unseres Aufstieges und unseres Sturzes“ (zit. nach S. 17). Integraler Bestandteil dieser Entwicklungen war der Antisemitismus. Treitschke war Antisemit, schlimm genug, und als renommierter Professor stieß er mit seinen Überzeugungen allenthalben auf Resonanz. Aber er war weder Raudau-, noch Partei-, noch Rasseantisemit. Insofern war er dem völkischen Radikalismus, der sich im letzten Drittel des Jahrhunderts zu entfalten begann, nicht zugehörig, ebenso wenig öffnete er dem Nationalsozialismus, dessen Vernichtungsphantasien und Mordpraktiken, Tür und Tor.

Thomas Gerhards widmet diesem Thema drei intensiv argumentierende Kapitel, verteilt auf die Jahrzehnte zwischen 1890 und 1933 sowie die nach 1945. Ausgangspunkt der Debatte war der seit Walter Boehlichs Sammlung einschlägiger Texte sogenannte ‚Berliner Antisemitismusstreit‘. Der wiederum hatte sich entzündet an Treitschkes Artikel „Unsere Aussichten“, publiziert 1879 in seinem Hausorgan, den Preußischen Jahrbüchern. Er fiel in eine Phase, in der sich nach der konservativen Kehre des Reichskanzlers Bismarck die ersten Zermürbungserscheinungen des Liberalismus abzeichneten, außerdem der organisierte Antisemitismus an Zulauf und Nachhall gewann. Der Aufsatz liefert dazu nicht nur, aber doch auch einen Kommentar, und ohne diesen Hintergrund ist er schlechterdings nicht zu begreifen. Aus ihm spricht Sorge um den Zusammenhalt der Nation, den er durch die Juden gefährdet sieht. Kritisiert wird der Liberalismus, der zur Lösung der Probleme nichts beizutragen weiß. Von den Juden erwartet Treitschke, sie mögen sich assimilieren, sich vorbehaltlos als Deutsche bekennen. Weder von „Rasse“ noch von „Rücknahme der Emanzipation“ ist die Rede, aber der Text ist gespickt mit antijüdischen Stereotypen, gipfelnd in einem Satz, den er dem Volk in den Mund legt; der Kontext indes macht klar, dass er den eigenen Auffassungen entsprungen ist: „Die Juden sind unser Unglück!“ (S. 65).

Dieses Diktum ist es, das rasch die Runde macht: Anlass für leidenschaftliche Repliken und mannigfache Instrumentalisierungen in späteren Jahren. Kein Zweifel, auf Treitschke fällt damit ein tiefer Schatten, selbst dann, wenn sein Antisemitismus nicht rassistisch, sondern ‚nur‘ kulturell grundiert war. Unmittelbar nach Erscheinen des Artikels melden sich jüdische Intellektuelle zu Wort, zeigen sich tief bestürzt über Wortwahl und Argumentation. Ein Jahr später greift der Althistoriker Theodor Mommsen zur Feder, wirft seinem Kollegen vor, er habe gewollt oder ungewollt Wasser auf die Mühlen

der Antisemitenbewegung geschüttet. In der Sache freilich ist er von dessen Überzeugungen nicht allzu sehr entfernt, denn auch er spricht von Fremdheitsgefühlen zwischen der nicht jüdischen Mehrheit und der jüdischen Minderheit, weist einen Teil der Verantwortung dafür den Juden zu, beklagt Tendenzen zur Abschließung, die er in deren Vereinswesen beobachtet. In privaten Äußerungen, die der Autor zitiert, werden seine Auffassungen noch deutlicher. Sie nähren Zweifel, ob Mommsen wirklich als der „extreme Antipode Treitschkes“ (S. 375f.) gelten kann. „Auch die Juden führt kein Moses wieder ins gelobte Land“, schreibt Mommsen im Dezember 1880 an seinen Kontrahenten: „Es ist ihre Pflicht, so weit sie es können ohne gegen ihr Gewissen zu handeln, auch ihrerseits die Sonderart nach bestem Vermögen von sich zu tun und alle Schranken zwischen sich und den übrigen Mitbürgern mit entschlossener Hand niederzuwerfen“ (zit. nach S. 67).

Nicht nur hier bewährt sich die Kunst des Autors zu differenzierter Betrachtung und wägendem Urteil. Sein Buch überzeugt nicht zuletzt durch die sorgsame Einbettung seines Gegenstands in die politischen und geistigen Kontexte der jeweils untersuchten Epochen. Ganz nebenher erhält der Leser einen kompakten Überblick über die Entwicklungen der deutschen Geschichtswissenschaft. Thomas Gerhards wirft viele Fragen auf, und es ist ein Pluspunkt, das er nicht den Ehrgeiz hat, sie sämtlich und ein für allemal oder gar autoritativ zu beantworten. Treitschke bleibt eine Person, an der die verschiedenen Generationen sich gerieben haben und fürderhin reiben werden. Die Ambivalenzen, das Einerseits, Andererseits, das darin steckt, hat schon 1929 den Juristen Hermann Kantorowicz (nicht den Historiker Ernst Kantorowicz, wie irrtümlich selbst noch im Register verzeichnet) irritiert. „Es gehört zur Tragik des deutschen Schicksals, daß wir unseren größten Geistern so oft nur zwiespältige Gefühle entgegenbringen können und dürfen“ (zit. nach S. 414), notierte er. Namentlich nannte er Friedrich II. von Preußen, Bismarck, Nietzsche und Treitschke. Wer sich von ihnen, „nicht angezogen“ fühle, sei ein „Philister“, wer von ihnen nicht „abgestoßen“ werde, sei ein „Barbar“. Das Dilemma erscheint unauflösbar: „Die Zuneigung gilt ihrem Genie, die Abneigung dem Gebrauch, den sie davon gemacht haben“ (ebd.). Diese Bemerkung findet sich ziemlich am Ende des Buchs. Es ist eines von mehreren möglichen Schlussworten. Die Haltung, die darin zum Ausdruck kommt, sei den Aufgeregten unserer Tage wärmstens ans Herz gelegt.

Jens Flemming, Kassel

Zitierempfehlung:

Jens Flemming: Rezension von: Thomas Gerhards, Heinrich von Treitschke. Wirkung und Wahrnehmung eines Historikers im 19. und 20. Jahrhunderts (Otto-von-Bismarck-Stiftung, Wissenschaftliche Reihe, Bd. 18), Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2013, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 54, 2014, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81516>> [17.12.2013].